

Predigt am Sonntag, den 22. August 2021, 21. Sonntag im Jkr. B

Texte:

Jos 24,1-18

Eph 5,21-32

Joh 6,60-69

Predigt

Das Evangelium erzählt von einer echten Krisensituation. Jesus hat viele seiner Jünger*innen und Zuhörer*innen mit seinen Gedanken darüber, dass er das Brot des Leben ist, überfordert. Dass er sein Fleisch für das Leben der Welt gibt und die Menschen es essen sollen, um das ewige Leben zu bekommen, das verstehen viele nicht. Sie sind verwirrt, manche sogar abgestoßen von Jesu Worten. Viele wenden sich ab von ihm. Jesus entgegnet ihnen, dass nur der Geist lebendig macht. Wer sich in seine Worte nicht vertieft, ihren geistigen Sinn nicht verstehen möchte, der bleibt an der Oberfläche. Jesus will seinen Jünger*innen Tiefe schenken. Doch er schreckt erst einmal nur ab.

Und genau an dieser Stelle baut der Evangelist Johannes nun eine Begebenheit ein, die in den anderen Evangelien als das Messiasbekenntnis des Petrus bezeichnet wird. Dort fragt Jesus seine Jünger, für wen denn die Menschen ihn halten. Die Jünger berichten brav. Dann fragt Jesus sie nach ihrer Meinung. Und dann tut sich Petrus hervor: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Eine glanzvolle, siegreiche Szene, in der deutlich wird, dass zumindest die Jünger verstanden haben, mit wem sie da unterwegs sind. Bei Johannes ist vieles anders, eben auch das Messiasbekenntnis des Petrus. Sein Bekenntnis ist bei Johannes durch eine Krise hindurchgegangen. Um ihn herum laufen die Menschen weg, abgestoßen, angewidert. Jesus fragt nicht selbstbewusst: Für wen halten mich die Menschen? Sondern: Wollt auch ihr weggehen? Da schwingt Angst mit, die Bitte, dass sie bleiben mögen.

Johannes treibt hier etwas fast unbemerkt auf die Spitze, was eine furchterregende, aber zugleich wunderbare Folge dessen ist, dass Gott sich in seiner Geschichte mit dem Volk Israel und in Jesus ganz an die Welt, an die Geschichte und an das Fleisch gebunden hat: Jesus, Gott macht sich hier abhängig von den Menschen, er bittet, er bettelt geradezu, dass Petrus und die anderen bleiben.

Die Philosophin Simone Weil hat diese paradoxe Seite der Liebe Gottes zu den Menschen folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: „Gott wartet geduldig, dass ich endlich einwillige, ihn zu lieben. Gott wartet wie ein Bettler, der reglos und schweigend vor jemandem steht, der ihm vielleicht ein Stück Brot geben wird. Die Zeit ist das Warten Gottes, der um unsere Liebe bettelt.“ (Cahiers, CS bzw. 4. Band).

Jesus begibt sich hier in Abhängigkeit und auf Augenhöhe – und weckt damit Großes in den Menschen. Auch im Namen der anderen Jünger*innen antwortet Petrus mit einer Frage: Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wer so redet, lebt und handelt wie Jesus, der muss von Gott stammen.

Es mag sein, dass auch er und die anderen Jünger*innen nicht wirklich verstehen, was Jesus mit seiner Rede vom „Fleisch für das Leben der Welt“ meint. Aber da sind noch genügend andere Worte, die vom ewigen Leben sprechen. Und damit ist nicht nur das Jenseits

gemeint, sondern das Leben in seiner ganzen Fülle, hier auf Erden und darüber hinaus. In der Begegnung mit diesem Jesus liegt so viel Verheißung. Die Krise, am Ende vertieft sie die Beziehung zwischen Jesus und seinen Jünger*innen.

Wenn ich diese Geschichte höre, denke ich an meine eigene große Krisenzeit vor etwa 10 Jahren. Als ich nicht mehr weiterwusste, zog ich mich für ein paar Tage in ein Kloster zurück. Nachts konnte ich kaum schlafen. Aber ich hatte meine Tagebücher mitgenommen. Und so las ich des Nachts meine alten Tagebücher. Wie gut, dass ich in meinen Tagebüchern meist nur das festhalte, wofür ich dankbar bin, was mich froh macht, was mir Kraft gibt. Auch wenn ich noch Zeit brauchte, um wieder heil zu werden: Die nächtliche Lektüre der Tagebücher half. Sie erinnerte mich an die Worte des ewigen Lebens, die Gott schon in meinem Leben gesprochen hatte. Diese Worte erklangen in der Erinnerung, zwar in der Ferne, aber so erfüllten sie die Leere meiner Gegenwart, in der Verzweiflung, Angst und viele offene Fragen waren.

Es ist ein Verdienst Ignatius´ von Loyola, dass er darauf aufmerksam macht, dass sich Zeiten des Trostes und der Trostlosigkeit im geistlichen Leben oft abwechseln. Oft ganz ohne Schuld des Menschen finden er oder sie sich in Zeiten der Trockenheit, Leere, Gottverlassenheit vor. Ignatius unterstreicht, wie wichtig es gerade in solchen Zeiten ist, sich nicht in Selbstvorwürfen zu ergehen, sondern sich aktiv gegen die Trostlosigkeit zu wenden. Ein Weg ist, sich an die Zeiten des Trostes zu erinnern und sich bewusst zu machen, dass Zeiten des Trostes wieder kommen werden. Josua wendet das auch in seiner Rede an, die wir in Teilen in der 1. Lesung hören. Er erinnert die Stämme Israels an den Weg, den sie schon gemeinsam gegangen sind. Die Erinnerung lässt sie zusammenbleiben und weitergehen. Das Evangelium heute lässt mich schließlich an einige Menschen denken, die hauptberuflich in unserer Kirche arbeiten und die ich auf Exerzitien oder in der Geistlichen Begleitung begleiten durfte. Da ist viel Energie, Kreativität und Leidenschaft für das Evangelium, aber auch viel Frust und Wut. Manche erzählen mir, dass sie verschweigen, dass sie Theolog*innen sind oder für die Kirche arbeiten. Viele überlegen sogar, nicht mehr für die Kirche zu arbeiten oder auszutreten. Auch wenn die Abkehr von unserer Kirche nicht dasselbe ist, wie sich von Jesus abzuwenden: Es ist schon ein Wunder, dass so viele bleiben, anstatt zu gehen. Wer bleiben will, braucht viel Geduld und Demut angesichts einer Gemeinschaft, die zutiefst menschlich und fehlbar ist. Nur in der Verbindung zum Herrn kann es gelingen, die Spannungen dieser Zeit auszuhalten. Auch wir dürfen Zeugnis ablegen, mit unserem Dabeibleiben. Bleiben wir hier und erinnern wir uns feiernd an das Mahl, in dem Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern die Fülle des Lebens verheißt. Amen.

Sebastian Maly SJ